



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel. Das geringe politische Verständnis unsers seit vierzig Jahren vom Glück begünstigten Volkes hat sich wieder einmal in der Auffassung bekundet, daß das angebliche „Säbelgerassel“ der Thronrede nur den Zweck habe, die Flottenvorlage und die neuen Steuern durchzubringen. Auch gar die Flottenvorlage! Wenn bei den beiden vorigen Flottengesetzen, bei denen es sich wirklich um die Schaffung einer „Flotte“ handelte, ein „Säbelgerassel“ nicht notwendig gewesen ist, dann doch wohl wahrlich nicht um der sechs Panzerkreuzer willen, die innerhalb eines gegenüber der heutigen politischen Lage kaum absehbaren Zeitraums erbaut werden sollen! Das Gefühl unsrer Inferiorität zur See ist in diesem Sommer so allgemein geworden, daß diese Vorlage einer solchen Motivierung nicht bedarf. Die Zahl der Leute, denen die Forderung bei weitem nicht genügt, ist keineswegs gering, und in einer Vorstandssitzung des Flottenvereins sind die Geister deswegen sehr lebhaft aufeinander geplagt. Daß sich die Engländer darüber aufregen würden, wenn wir jährlich statt eines Panzerkreuzers deren drei oder zu zwei Linienschiffen noch ein drittes auf den Stapel legen würden, ist nicht anzunehmen, wenn gleich nicht ausgeschlossen sein mag, daß einzelne englische Blätter bereit sein würden, der Opposition im deutschen Reichstag als Rückhalt zu dienen. Eine politische Seite nach außen hätte also eine so gestaltete Vorlage nicht, nach innen aber allerdings insofern, als die Mehrforderung eine noch weitere Belastung der ohnehin nach mehr als einer Richtung hin sehr stark belasteten Situation darstellen würde. Bei einem anders zusammengesetzten Reichstage fiel das weniger ins Gewicht, und sogar bei dem jetzigen ließe sich bei der Etatsberatung leicht noch mancher Wunsch erfüllen, wenn eine Stimmung dafür erkennbar wäre oder in einer entsprechenden Resolution zum Ausdruck gelangte. Aber zu dem allen ist kein Säbelrasseln nötig, zumal da doch drei bis vier Jahre vergehn, ehe die Schiffe, die im Jahre 1906 auf Stapel kommen können, fertig würden! Wer heute über die Elementarregeln unsrer Wehrfähigkeit zur See noch nicht klar ist, wird es auch durch das Gruseln nicht lernen. Der Schwäbische Merkur hat in einem sonst sehr patriotisch und verständig gehaltenen Artikel „Zur Thronrede“ ausgesprochen: „So lange das Deutsche Reich besteht, ist unsre internationale Stellung in einer Thronrede nicht mit so unverhüllter ernster Sorge gezeichnet worden.“ Das ist auch vollkommen richtig in einem Augenblick, wo England an der Seite Frankreichs die Stellung Rußlands eingenommen hat, und diese Macht, auf die wir für die Erhaltung des europäischen Status quo mit ziemlicher Sicherheit rechnen konnten, für längere Zeit vollständig gelähmt ist. England bedeutet aber an der Seite Frankreichs uns gegenüber weit mehr als Rußland, wegen seiner Beherrschung der Meere, und weil Italiens Stellung dadurch außerordentlich schwierig wird. Mit der Offensive eines russisch-französischen Zweibundes hätten wir uns abzufinden vermocht, ein französisch-englischer Kriegsfall gegen Deutschland nähme ein ganz andres Gesicht an. Es soll nicht gesagt sein, daß wir unmittelbar vor einem solchen stünden, wohl aber, daß wir mit ihm zu rechnen haben, und daß die Situation keineswegs so aufgehellt ist, daß wir nicht mit der Wiederkehr der Spannungen rechnen müßten, denen wir uns im verflossenen Frühling gegenübersehen. In England werden zwar neuerdings friedliche und freundschaftliche Kundgebungen laut, und einige verständige Politiker sind anscheinend ehrlich bemüht, gut Wetter zu machen. Aber so lange die amtliche englische Politik diesem Zuge nicht folgt, vielmehr gerade in der obersten Sphäre Großbritanniens eine an sich kaum erklärliche Rivalität Deutschland gegenüber besteht, werden solche vereinzelte Kundgebungen keinen Einfluß auf die politische Lage üben können. Haben sich doch soeben erst englische Blätter darüber aufgeregt, daß Prinz Heinrich auf der „Braunschweig“ dem norwegischen Königspaare das Geleit nach Christiania gegeben habe, „während England nur

durch einen Kapitän vertreten gewesen sei.“ Ja, dafür können wir doch nichts, und jeder loyal gesinnte Engländer sollte vom monarchischen Standpunkt aus darüber erfreut sein, daß die Tochter des Königs Eduard und sein Schwiegersohn beim Antritt ihrer neuen norwegischen Königswürde von Deutschland mit soviel Sympathie begleitet worden sind, die das Erscheinen des jungen Königspaares in der neuen Heimat mit einem den Norwegern ebenso verständlichen wie erfreulichen Glanze umgeben hat. Es ist bedauerlich, daß in Zeiten, die wahrlich ernst genug für alle Länder Europas sind, die Politik der europäischen Großmächte durch solche Spitzfindigkeiten beherrscht wird. Der Schwäbische Merkur gibt nun der Hoffnung Ausdruck, daß man im Reichstage werde versuchen müssen, den Enthüllungen des Herrn Delcassé auf den Grund zu gehn. Das wäre wohl so unpolitisch wie möglich, und der Reichskanzler wird sich dazu schwerlich hergeben. Es wäre dies das beste Mittel, die Beruhigung, die in Paris notdürftig erreicht worden ist, sofort wieder in das Gegenteil zu verwandeln. Bringt uns doch ohnehin fast jeder Tag neue publizistische Beweise, wie sehr die unbedeutendsten Funken hinreichen, das in den Pariser Zeitungsredaktionen vorhandne Stroh in Brand zu setzen und damit dort die öffentliche Meinung zu alarmieren. Die Konferenz wird ohnehin noch Zündstoff genug bieten. Im Ernst wird der Schwäbische Merkur dem Fürsten Bülow doch kaum zutrauen, daß dieser den jegigen Augenblick für geeignet erachten könnte, vor den Reichstag zu treten und diesem Geschichten zu erzählen, die in Paris ein tausendfaches Echo wecken würden. Im Gegenteil hat die Nation ein Recht, zu erwarten, daß die nationalen Parteien in dieser delikaten Frage ein den Interessen des Reichs entsprechendes Maß von Takt und Umsicht an den Tag legen werden.

Manche Äußerungen der Presse sind nun freilich nicht danach angetan, diese Erwartungen besonders hochzustimmen. Da ist zum Beispiel ein im übrigen recht konfusser Artikel der Leipziger Neuesten Nachrichten über „den Pessimismus des Kaisers,“ der in eine Art Gegensatz zu dem „Optimismus des Reichskanzlers“ gestellt wird. Als ob eine Thronrede ein Extempore des Monarchen und nicht sorgfältig Wort für Wort von allen politisch irgend in Betracht kommenden Stellen tagelang erwogen wäre! Die Thronrede macht doch in der letzten Instanz der Reichskanzler, und nicht der Kaiser, wenngleich der Monarch selbstverständlich nicht eine Rede verlesen wird, mit der er nicht einverstanden wäre. Und als ob die Thronrede irgend etwas andres enthielte, als was jeder denkende Mensch, der sich mit internationaler Politik beschäftigt, an den Fingern abzählen kann, und was seit dem Mai und Juni d. J. den ganzen Sommer lang in allen möglichen Zeitungen, Wochen- und Monatschriften nach allen Richtungen hin des langen und breiten traktiert worden ist! Den Lesern der Grenzboten zum Beispiel kann der betreffende Passus der Thronrede schwerlich eine Überraschung gewesen sein. Auch handelt es sich in jenen Worten nicht um „Pessimismus,“ sondern nur um „Ernst,“ und es würde schlimm um unser deutsches Volk und Land bestellt sein, wollte man ihm zumuten, jede ernste Beurteilung seiner politischen Lage als pessimistisch gelten zu lassen. Ernsten Dingen mit ernster Männlichkeit in das Auge zu sehen, ziemt den Deutschen und ist zugleich wohl das beste Mittel, etwaigen Gegnern zu sagen, daß uns nichts zu überraschen vermag. Sämtliche Thronreden König Wilhelms des Ersten von der Übernahme der Regentschaft bis zum Frühling 1870 sind fast ausnahmslos nicht nur ernst, sondern sehr ernst gehalten, und auch wiederum die letzte Thronrede, die unter seiner Regierung verlesen wurde — am 24. November 1887 —, beginnt mit den Worten: „Die Wiederaufnahme der Arbeiten des Reichstags fällt in eine ernste Zeit.“ Über auswärtige Politik wird darin gesagt, daß der Kaiser fortgesetzt bemüht sei, den Frieden durch freundschaftliche Beziehungen zu allen Mächten durch Verträge und durch Bündnisse zu befestigen, „welche den Zweck haben, den Kriegsgefahren vorzubeugen und ungerechten Angriffen gemeinsam entgegenzutreten.“ Als der ehrwürdige Monarch dann drei Tage später

das Reichstagspräsidium empfing, äußerte er sein Bedauern, daß er die Thronrede nicht selbst habe verlesen können. „Ich hätte gern namentlich die Schlußworte der Thronrede zu Ihnen gesprochen“ . . . dann sich hochaufrichtig, einen Schritt zurücktretend und mit kräftiger Betonung: „Ich hätte Ihnen gern persönlich gesagt, daß ich den Frieden will, aber wenn ich angegriffen werde, zur Abwehr gerüstet bin.“

In jenen Worten hat damals niemand „Pessimismus“ gefunden, im Gegenteil, sie spiegelten für jedermann nur die ernste, gesammelte und tatbereite Entschlußkraft wider, die dann am 6. Februar in Bismarcks weltgeschichtlicher Rede bei aller darin bekundeter Friedenszuversicht einen neuen, gewaltigen, von der Nation mit rauschender Begeisterung aufgenommenen Ausdruck erhielt. Worin ist denn nun die Thronrede vom 28. vorigen Monats pessimistischer, wenn sie ausspricht: „Es ist mir eine heilige Sache um den Frieden des deutschen Volkes. Aber die Zeichen der Zeit machen es der Nation zur Pflicht, ihre Schutzwehr gegen ungerechte Angriffe zu verstärken.“ Die Wendung „ungerechte Angriffe“ ist genau dieselbe wie in der Thronrede von 1887, es folgt dann noch der Hinweis: „Um so sichrer kann es dann gelingen, die friedlichen Ziele des bewährten Bündnisses mit den Herrschern Österreich-Ungarns und Italiens auch fernherhin zu verwirklichen.“ Nebenfalls ist in diesem Zusammenhange der Hinweis auf die Fortdauer des „bewährten“ Dreibundes nicht ohne Bedeutung. Und ist der „Pessimismus“ wirklich so groß in einer Thronrede, die für die Armee keinerlei Forderung als die Regelung des Versorgungswesens enthält und sonst das Heer überhaupt nicht erwähnt! Es kann sich für das Leipziger Blatt wohl nur darum gehandelt haben, einen Senationsartikel zur Welt zu bringen, bei dem es auf den Inhalt nicht ankommt, und bei dem der eingeschüchterte Leser über alle Widersprüche bereitwillig hinwegsieht. Im Eingang des Artikels heißt es. „Das deutsche Volk müsse zugleich blind, taub und gefühllos sein, wenn es nicht aus den Sturmeszeichen, die das letzte Jahr gebracht hat, die sichere Erkenntnis herleiten würde, daß wir, wenn nicht von einer Welt von Feinden, so doch von einer Flut von Mißtrauen und Mißgunst umgeben sind.“ Und zum Schluß: „Ohne die Arbeit unerrockener Vertreter des nationalen Gedankens würde das Volk, das nur angewiesen blieb auf die Kost aus der amtlichen und offiziellen Garüche durch die eisenklirrenden (!) Wendungen der Thronrede geradezu vor etwas Unbegreiflichem stehn.“ Zwei größere Widersprüche sind wohl selten in einem und demselben Artikel gewesen! Danach ist das deutsche Volk trotz allen Sturmeszeichen „taub, blind und gefühllos,“ und nur einige besondere Zionswächter „des nationalen Gedankens“ haben ihm die Aufklärungen gebracht, über die sie sich doch seit vier bis fünf Monaten alle Zeitungen des In- und Auslandes hinreichend unterhalten haben! An einer andern Stelle heißt es: „Dann würde auch der lächelnde Optimismus des Reichskanzlers, der tändelnd über alle Abgründe zu hüpfen pflegt (sic), sich nicht umgewandelt haben in den schicksalsschweren Pessimismus des Kaisers.“

Der Verfasser dieses ungewöhnlich geistreichen Satzes scheint keine Ahnung davon zu haben, wie Thronreden zustande kommen, sonst würde er auch nicht einen Satz fertig gebracht haben wie den: „Fürst Bülow's verdammte Pflicht und Schuldigkeit wird es jetzt sein, uns diese Zeichen (der Zeit) zu deuten. Denn bisher hat er ihre Existenz noch überall in Reden und Interviews und in den Artikeln seiner Offiziösen nachdrücklich bestritten, und nur die nationale Presse(!) hat auf diese Zeichen verwiesen.“ Auch nach diesem Satze scheint das deutsche Volk trotz allen Sturmeszeichen blind, taub und gefühllos geblieben zu sein, denn nur die Erbpächter der „nationalen Gesinnung“ haben auf diese Zeichen gewiesen! *Difficile est, satiram non scribere!* Aber welchem Interesse soll diese Verhezung eigentlich dienen? Hält ihr Verfasser die Leser der Leipziger Neuesten Nachrichten wirklich für so „blind, taub und gefühllos,“ für so töricht, daß sie ihm glauben sollen, derselbe Reichskanzler, der die Marokkopolitik gemacht und dabei doch zur Genüge er-

wiesen hat, daß er weder blind noch ängstlich ist, habe die Zeichen der Zeit in Reden und Interviews ausdrücklich bestritten! Und nachdem der Reichskanzler solche Reden (wo?) gehalten hat, präsentiert er seinem Souverän eine Thronrede, durch die er sich selbst desavouiert! Ein törichterer Artikel ist in Deutschland über die Thronrede schwerlich geschrieben worden, was immerhin viel sagen will. Zum Überfluß darf wohl noch daran erinnert werden, daß die Rede, die der Reichskanzler am 11. Dezember 1899 im Reichstage zum damaligen Flottengesetz gehalten hat, fast prophetisch dasselbe sagt wie die jetzige Thronrede, sodaß von irgendwelchen Beschönigungstendenzen so wenig gesprochen werden kann wie von einem lächelnden Optimismus, „der über alle Abgründe tänzelt.“ Es heißt in jener Rede: „Jetzt tauchen jeden Augenblick unvermutet neue Fragen auf, die bisweilen eben so schnell wieder verschwinden, wie sie gekommen sind, bisweilen sich aber im Handumdrehen in sehr bedenkliche und sehr akute Friktionen und Komplikationen verwandeln. Wir müssen nicht nur zu Lande, sondern wir müssen auch zu Wasser gegen Überraschungen gesichert sein. Wir müssen uns eine Flotte schaffen, stark genug, um einen Angriff, ich unterstreiche das Wort »Angriff« — bei der absoluten Friedfertigkeit unsrer Politik kann immer nur von Verteidigung die Rede sein —, aber eine Flotte, stark genug, um den Angriff jeder Macht auszuschließen, müssen wir besitzen. . . .“ Und weiter in derselben Rede: „Es ist viel Neid gegen uns in der Welt vorhanden, politischer Neid und wirtschaftlicher Neid. Es gibt Individuen, und es gibt Interessentengruppen, und es gibt Strömungen, und es gibt vielleicht auch Völker, die finden, daß der Deutsche bequemer war, und daß der Deutsche für seine Nachbarn angenehmer war in jenen frühern Tagen, wo trotz unsrer Bildung und trotz unsrer Kultur die Fremden in politischer und wirtschaftlicher Hinsicht auf uns herabsahen wie hochnäsige Kavaliere auf den bescheidenen Hauslehrer. Diese Zeiten politischer Ohnmacht und wirtschaftlicher und politischer Demut sollen nicht wiederkehren. Wir wollen nicht wieder, um mit Friedrich List zu sprechen, die Knechte der Menschheit werden. Wir werden uns aber nur dann auf der Höhe erhalten, wenn wir einsehen, daß es für uns ohne Macht, ohne ein starkes Heer und eine starke Flotte keine Wohlfahrt gibt. . . . In dem kommenden Jahrhundert wird das deutsche Volk Hammer oder Amboß sein!“

Wie ein ernsthafter Publizist demgegenüber von einem tänzelnden Optimismus des Reichskanzlers sprechen kann, ist völlig unbegreiflich. Wer auf diesem Posten steht, auch wenn er noch so viel Optimismus mitbrächte, und ohne eine gute Portion Optimismus kann in Deutschland niemand auf dieser höchsten verantwortlichen und verantwortungsreichen Stelle stehn — auf ein reichlich Teil davon wird er bald verzichten lernen, wenn er sieht, mit wie wenig Einsicht und Verstand die deutschen Interessen in der deutschen Presse vertreten werden, von dem Parlament und dessen traditioneller Kurzsichtigkeit ganz abgesehen. In der Thronrede wird die Lage für ernst erklärt, was die Kritiker nicht einmal bestreiten, aber anstatt die Nation darum zu einmütiger Geschlossenheit aufzurufen und namentlich den Reichstag an seine Pflicht zu mahnen, fallen sie über den Reichskanzler her, der seit sechs Jahren derselben Ansicht gewesen, und für den die marokkanische Sache eben nur eine Probe auf das Exempel ist. Allerdings so, daß auch Deutschland dabei eine Probe für die Richtigkeit seiner Auffassung ablegt, daß wo deutsche Interessen im Spiele sind, die Rechnung nicht ohne den Wirt gemacht wird.

Einige Blätter beginnen schon jetzt die Frage einer Reichstagsauflösung in den Bereich der Diskussion zu ziehen. Dazu liegt aber keinerlei Veranlassung vor. Der Reichstag hat noch in keiner Weise zu erkennen gegeben, daß er dem Vertrauen des Kaisers, daß er zu der Annahme der wichtigen Vorlagen bereit sei, nicht zu entsprechen gedenke. Daß in den ersten Debatten einer Session viel Dampf ausgelassen wird, und die ernste Arbeit erst in der Budgetkommission beginnt, ist eine altbekannte, nach unsern parlamentarischen Einrichtungen leider nicht zu vermeidende Tatsache. Damit muß man rechnen, so unerfreulich der Anfang

der Session auch meist zu sein pflegt. Erst müssen sich die Phrasenhochwasser verlaufen, die so wenig beitragen, das Ansehen des Reichstags zu fördern. Aber mitunter wirkt das eitle Geschwätz doch als befruchtender Schlamm. *s*

Das Briefgeheimnis. Das Briefgeheimnis ist die delikateste Seite des Postdienstes, und seine Wahrung ist das erste Gebot, das in dem hunderttausendköpfigen Beamtenheer wie ein bis zum Heiligtum erhöhtes sittliches Gesetz lebt und wirkt. Wie könnte und dürfte es auch anders sein! Es beruht ja der ungeheure Verkehr, den die Post in der täglichen Millionenflut bewältigt, nicht zuletzt auf dem Vertrauen, das das Volk auf den Paragraphen 5 des Postgesetzes setzt: das Briefgeheimnis ist unverletzlich. Was wir peinlich vor den Augen der Welt verbergen, unsre persönlichen und geschäftlichen Geheimnisse, die gewagtesten Vermutungen, die innersten Regungen der Seele, dem Briefe vertrauen wir es an mit der ruhigen Sicherheit, die uns das ungetäuschte Vertrauen auf die Verschwiegenheit der Post gibt.

Die Achtung vor Briefe und Siegel ist eine Forderung des moralischen Tactes und die Frucht einer höhern Kultur. Schon bei den Römern finden wir eine abgeklärte Auffassung über das Briefgeheimnis, so in Ciceros zweites Philippika Kapitel vier, wo er dem Antonius, der die von Cicero erhaltenen Briefe in öffentlicher Versammlung vorlas, Ehrgefühl und Wohlstandigkeit abspricht. Obwohl mit dem Verfall der alten Kultur das Gefühl für die Unverbrüchlichkeit des Briefes immer mehr schwand, gab es doch noch einzelne Männer, in denen sich die Achtung vor dem Briefgeheimnis rege erhielt. Luther erklärte dessen Verletzung für eine Todsünde und fand in seiner Schrift: „Von heimlichen und gestohlenen Briefen, samt einem Psalm ausgelegt wider Herzog Georg zu Sachsen“ Worte der tiefsten Erregung, und in Gustav Adolfs Kriegserklärung an den Kaiser wurde diesem sein Vergeh'n gegen das Briefgeheimnis scharf vorgeworfen. Auch der Große Kurfürst bekundete seinen Abscheu gegen den Vertrauensbruch, den er in der Erschleichung der Korrespondenzgeheimnisse fand; er ließ seine Beamten schon besonders auf das Briefgeheimnis vereidigen und befahl ihnen, bei Leib und Leben, niemand, wer es auch sei, von den der Post anvertrauten Korrespondenzen etwas zu verraten.

Ludwig der Elfte von Frankreich gab im fünfzehnten Jahrhundert zuerst das böse Beispiel, das die Post zum Werkzeug der politischen Polizei erniedrigte und die Verletzung des Briefgeheimnisses zu einer berechtigten Eigentümlichkeit der Diplomatie erhob. Die französischen Postbeamten hatten die Verpflichtung, die Briefe vor ihrer Aushändigung an die Adressaten zu öffnen und durchzusehen, ob sie etwas enthielten, was den königlichen Dienst schädige. Richelieu verstand es, die Briefespionage zur schärfsten und wirksamsten Waffe gegen die Anfeindungen aus der königlichen Familie auszubilden. Sein Verfahren der geheimen Brieföffnung entwickelte sich nach ihm in dem Cabinet noir zu einer förmlichen Institution der Regierungsgewalt, die so sicher arbeitete, daß sich ränkesüchtige Leute ihrer bedienten, durch kompromittierende Briefe andre Personen anzuklagen. Obwohl es Mirabeau durch seine unausgesetzten Angriffe auf die amtlich sanktionierte Briefinquisition durchsetzte, daß die Nationalversammlung in der Sitzung vom 10. August 1790 die Unverletzlichkeit des Briefgeheimnisses aussprach, blieb dem Direktorium das Cabinet noir doch erhalten. Napoleon der Erste baute es sogar noch weiter aus, indem er es dezentralisierte und an den wichtigern Verkehrsknotenpunkten Filialen einrichtete, durch die er nicht nur den Briefwechsel der fremden Staatsmänner und ihrer Angehörigen überwachen, sondern auch die Briefe seiner eignen Generale und Minister auf ihren Inhalt erforschen ließ. In Preußen übertrug Napoleon dem Generalkommissar Bignon zu „sicherheitspolizeilichen Zwecken“ die Aufsicht über das gesamte preussische Postwesen; wie die geradezu als gesetzmäßige Betriebsrichtungen angesehenen „Briefrevisionsbureaus“ wirkten, ist bei der Flucht Steins und in zahlreichen Verhaftungen zutage getreten. Nicht geringer als in

Frankreich schätzten die Staatsmänner in Österreich den Wert der Briefspionage für die Politik. Schon Karl der Fünfte hatte es verstanden, mit Hilfe der schwarzen Magie hinter die Geheimnisse anderer Höfe zu kommen und insbesondere die Verabredungen der protestantischen Stände zu erspähen. Von der Zeit des Schmalkaldischen Bundes bis in die Ära Metternichs ist die Verletzung des Briefgeheimnisses ein wesentliches Hilfsmittel der habsburgischen Politik gewesen. Das Schwarze Kabinett in Wien war eine Stätte der List und der Kunst; die Geschicklichkeit der Hand, Chemie und Mechanik leisteten großartiges, das Vertrauen der Korrespondenten in die Ehrlichkeit der Post zu täuschen. Die Künstler hießen Logisten; sie öffneten die Briefe, schrieben sie ab oder schoben gefälschte, irreführende Schreiben unter, in denen Handschrift, Schreibweise und Unterschrift der Absender täuschend nachgeahmt waren. Nach diesem Werke der List wurden die ihres Geheimnisses beraubten Briefe mit derselben Kunstfertigkeit wieder verschlossen. Bekanntlich standen die Posten des österreichischen Staates unter der Leitung des Hauses Paar, während das Postmonopol im Reiche der Familie von Thurn und Taxis verblieben war. Diese, dem Hause Habsburg unbedingt ergeben, besorgte auch die für die Wiener Politik nötige Briefspionage. In den Mittelpunkten des Verkehrs, an den wichtigsten Punkten der deutschen Poststraßen, wie in Frankfurt am Main, Regensburg, Augsburg, Nürnberg usw., in den Hansestädten und in den Residenzen der geistlichen Fürsten wirkten deshalb auch die geheimnisvollen Anstalten, die man Brieflogen nannte, und mit dem Schwarzen Kabinett in Wien enge Verbindung unterhielten. Hier trieben die Logisten mit großer Verschmittheit ihr lichtscheues Werk. Sie waren für die Wiener Regierung so wichtig, daß einige von ihnen nobilitiert wurden, ohne Würdigkeit zwar aber doch nicht ohne Verdienst, denn die Arbeiten der Logisten verlangten eine so große Anspannung des Geistes, soviel Sorgfalt und Geschwindigkeit, daß mehrere von ihnen dabei den Verstand verloren. Das in einem Flügel der Wiener Hofburg, der sogenannten Stallburg, untergebrachte Schwarze Kabinett hatte einen sehr weitverbreiteten Ruf erlangt, sodaß während der Besetzung Wiens durch die Franzosen dem Fürsten Talleyrand diese geheimnisvolle Werkstätte als die erste Merkwürdigkeit der Stadt erschien, die er zu sehen begehrte.

Die im Interesse des Hauses Habsburg betriebene Briefspionage war für die deutschen Fürsten sehr gefährlich, und da sie dagegen nicht viel ausrichten konnten, taten sie das Klügste, was sie in ihrer Lage tun konnten, sie folgten dem hohen Beispiel, indem sie nun ebenfalls auf fremde Briefe Jagd machen ließen, um dadurch gewissermaßen das diplomatische Gleichgewicht wiederherzustellen. Bald war ein Wettstreit an Unehrllichkeit in ganz Deutschland. Die Postbeamten waren mehr Diplomaten als Verkehrsbeamte. Diese Zeit, die wie ein böser Druck auf dem Verkehrsleben lag, brachte sogar ein Buch hervor: „Wie sichert man sich vor Brief-erbrechung und deren Fälschung?“ Aber alle Gegenmittel, die es anpries, konnten gegen das geheimnisvolle Dunkel, das die Arbeit der Briefinquisitoren umhüllte, nichts ausrichten. Auch Friedrich der Große, dem die österreichischen Logisten arg mitspielten — Fürst Kaunitz erfuhr den Inhalt seiner Briefe und Depeschen immer früher als Preußens Gesandter in Wien —, war machtlos dagegen. Aber wenn er gelegentlich seine Widersacher auch hinter's Licht zu führen verstand, so hat er, soviel mir bekannt ist, seine politischen Manöver doch ohne das verwerfliche Mittel der Briefspionage geführt. Freilich hat später auch Preußen seinen postalischen Schild nicht fleckenlos erhalten. Nagler war ein zu gelehriger Bewunderer Metternichs, als daß er nicht auch in die dunkeln Schliche des geheimen postalischen Polizeiwesens hätte geraten sollen. Die Grundanschauung dieser Zeit war, daß die Post mehr Anstalt des Staates als eine dem Gemeinwohl untergeordnete Verkehrs Einrichtung sei. So wenig ahnte man die große völkerverbindende Aufgabe der Post, daß man sie 1808 in die Zwangsjacke der polizeilichen Aufsicht steckte.

Jede Zeit hat ja wohl ihre eigentümlichen politischen Krankheitsformen — die Lage Auffassung des Briefgeheimnisses war eine. Heute ist das Gefühl dafür so reg, daß es kaum noch einen Staat gibt, der das Briefgeheimnis nicht straf-

rechtlich schützte, oder dessen Postverwaltung nicht bestrebt wäre, den unter die Heiligkeit des Siegels gelegten Brief gegen Indiskretionen zu sichern. Freilich die Verlockung, im Interesse der Staatsaufsicht durch Vermittlung der Post hinter die Geheimnisse verdächtiger Personen zu kommen, ist sehr groß, und in den Ländern stocender Kultur — zu nennen wären hier Rußland und die Türkei — mag man sich auch noch versehen, daß die Polizeigewalt gelegentlich einmal über die Grenzen der postalischen Wohlanständigkeit hinausgeht. Das Liebeswerben der Polizei um postalische Gefälligkeiten hat seit den Tagen der kalifischen Polizeipostmeister nicht aufgehört, und wenn sie im Reiche Stephans und seiner Nachfolger immer vergeblich an den harten Felsen der Amtsverschwiegenheit klopfte, so verdanken wir diese Sicherheit nicht allein der Selbständigkeit der deutschen Reichspostverwaltung, sondern auch der hohen Auffassung seines Berufs, die der deutsche Postbeamte in sich trägt.

In Deutschland erstreckt sich der Begriff vom Briefgeheimnis nicht bloß auf die Achtung des Verschlusses; die dem Postbeamten auferlegte Vertrauenspflicht umfaßt alle Tatsachen, die er durch eine Korrespondenz amtlich in Erfahrung gebracht hat. Er muß also nicht nur den Inhalt einer offenen Korrespondenz als sein Geheimnis wahren, er ist auch zum Stillschweigen darüber verpflichtet, zwischen welchen Personen Postsendungen und Telegramme gewechselt worden sind. Dagegen läßt das Postgesetz bei strafgerichtlichen Untersuchungen und in Konkurs- und zivilprozessualischen Fällen einige notwendige Ausnahmen vom Briefgeheimnis zu, über die aber nur der Richter, in einzelnen Fällen auch der Staatsanwalt, verfügen kann. Sofern nämlich Tatsachen vorliegen, aus denen man schließen kann, daß der Inhalt der an den Beschuldigten gerichteten oder von ihm herrührenden Briefe für die Untersuchung Bedeutung habe, kann der Richter ihre Beschlagnahme anordnen; die Post hat mit der beschlagnahmten Sendung dann aber im allgemeinen nichts mehr zu tun. Anders in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten. Hier ist eine Beschlagnahme von Sendungen auf der Post überhaupt unzulässig; es ist nur die Auskunftserteilung über Postsendungen oder deren Vorlegung als Beweismittel vor Gericht statthaft, und zwar auch nur auf Antrag oder mit Zustimmung des Absenders oder des Empfängers. Wenn Postbeamte vor Gericht zu zeugen haben, sind sie an das Reichsbeamtengesetz gebunden, wonach sie, auch wenn sie nicht mehr im Dienst sind, ihr Zeugnis über Tatsachen, auf die sich die Verpflichtung zur Amtsverschwiegenheit bezieht, nur mit Genehmigung ihrer vorgesetzten oder der ihnen zuletzt vorgesetzt gewesenen Dienstbehörde abgeben dürfen. Was endlich das abweichende Verfahren in Konkursfällen anlangt, so bestimmt Paragraph 121 der Konkursordnung, daß die Postanstalten auf Anordnung des Konkursgerichts alle für den Gemeinschuldner eingehenden Sendungen dem Konkursverwalter auszuhändigen haben. Auch hier hat die Post mit der Übergabe der Sendungen an den Konkursverwalter keine Verpflichtung mehr gegen den Absender und den Empfänger.

Allen diesen das Briefgeheimnis durchbrechenden Bestimmungen liegt der Gedanke zugrunde, daß das private Interesse am Briefgeheimnis unter gewissen Umständen den öffentlichen oder Staatsinteressen unterzuordnen sei. Daneben behält sich aber auch die Postordnung einige Ausnahmen vor, die sowohl im posttechnischen Interesse als auch in der Absicht gegeben sind, die Absender vor Schaden zu bewahren. Ein solcher Fall tritt ein, wenn ein an seinem Bestimmungsorte unbestellbarer Brief nach dem Abgangsorte zurückkehrt, und es hier der Post, nachdem sie alle Register ihrer Findigkeit gezogen hat, nicht gelungen ist, den Absender zu ermitteln. Es wäre aus mit dem „Schiff des Geistes,“ wenn der Post nicht das Öffnungsrecht zustünde zu dem Zwecke, den Absender festzustellen. Ein solches Recht haben aber nicht die Postanstalten; diese sind vielmehr verpflichtet, die unanbringlichen Briefe an ihre vorgesetzte Oberpostdirektion einzusenden, wo eine besondere Kommission mit der delikaten Aufgabe betraut ist, mit Fleiß die Namen der Absender zu erforschen, um die Briefe wenigstens zur Rücksendung wieder flott zu machen. Für die Beamten dieser Kommission besteht die Bestimmung, daß sie sich jeder über den Zweck der Eröffnung hinausgehenden Einsicht der Sendung ent-

halten müssen, d. h. nur von dem Orte und der Unterschrift Kenntnis nehmen dürfen. Wer einmal einen mit der blauen Siegelmarke der Eröffnungskommission geschmückten Brief zurück erhalten hat oder zurück erhält, kann ganz ruhig sein, die vereidigte Brust dieser Beamten ist dreifach mit Erz gepanzert. Ernst Niemann

Ein amerikanischer Idealist. Im 4. Bande 1904 haben wir das Buch: In Harmonie mit dem Unendlichen, von Ralph Waldo Trine, empfohlen. Der Übersetzer, Dr. Max Christlieb, vermittelt dem deutschen Publikum (im Verlag von F. Engelhorn in Stuttgart, 1906) zwei weitere Schriften des Verfassers: Was alle Welt sucht? und: Das Größte, was wir kennen. Beide sind Variationen über das Thema des Harmoniebuchs: Der Mensch ist Geist, ist eins mit Gott, und sobald er sich zur Erkenntnis dieses seines Wesens durchgerungen hat, ist er erlöst von allen Übeln und glücklich. In der zu zweit genannten kleinen Schrift beruft sich Trine auf Fichte, dem er in der Tat seelenverwandt ist. In der andern, größern, stellt er die beiden Regeln auf: Wer sein Leben verliert im Dienste des Nächsten, der wird es finden, und: Es gibt keine Möglichkeit, wahres Glück auf die Weise zu erlangen, daß man unmittelbar danach strebt. Die Richtigkeit dieser Regeln beleuchtet er mit hübschen Beispielen aus dem Leben. Auf Seite 88 erfahren wir übrigens, daß „er“ eine Frau ist, was man von vornherein vermuten konnte. Kritische Bemerkungen, die sich uns beim Lesen aufdrängten, unterdrücken wir, um die vielen, die aus Trines Büchern Erbauung schöpfen, nicht zu verletzen. In unserer Anzeige des Harmoniebuchs muß es übrigens heißen: „Wohl gibt es Ungläubige und Atheisten gegenüber manchen Vorstellungen, die sich die Menschen von Gott machen — und Gott sei Dank, daß es solche gibt.“ Trine meint dasselbe, was Plutarch in seiner Schrift über den Aberglauben ausführte: Der Atheismus ist freilich ein schädlicher Irrtum, aber gegenüber dem noch schädlicheren Aberglauben muß man sagen, die Atheisten haben Recht, wenn sie erklären: Lieber gar keinen Gott als eure Götter!

Katholische Studenten.*) Goethe erklärt einmal: Nicht jeder Roman braucht ein Liebesroman zu sein. Das innerlichste Erleben der tiefsten Lebensfragen überhaupt — unter denen die Liebe ja selbst nur eine, wenn auch besonders ernste und heilige ist — ist einer Entwicklung und Spannung fähig, die den, der auf sie zu lauschen weiß, mit mächtigster ästhetischer Gewalt zu packen, und die, noch künstlerisch dargestellt, jeden für Kunst und Lebensvertiefung empfänglichen im Innersten zu fesseln vermag.

Aus der Zeit innerlich „geboren“ und doch nicht mit äußerer Rücksicht auf sie „gemacht“ — um eine Lessingsche Unterscheidung anzuwenden —, so mutet uns eine philosophisch tief schürfende und doch zugleich auch ästhetisch wertvolle Darstellung des Problems der „Katholischen Studenten“ an.

Aus den einfachsten Anfängen wächst es empor. In der Familie ruht sein Keim. Seine Wurzeln reichen zurück in die Schule, und nun soll es hervorsprießen auf dem Boden und in dem Lebensklima der Universität. Nicht in abstrakten Formeln legt es sich uns dar, sondern in konkreter Anschaulichkeit, in Personen von Fleisch und Blut wird das Problem selbst erlebt und gelebt, und nicht ohne Teilnahme erleben wir es mit.

Da wird der eine, Justen, gefestigt durch eine glaubensstarke Erziehung, selbst zu starkem Glauben geneigt, mit kräftiger Willensrichtung vor die ernste Frage gestellt: Wie hat er sich als Katholik innerhalb des allgemeinen Geisteslebens, in das er eintreten soll, zu führen und zu richten? Er nimmt die Frage nicht leicht. Im Gegenteil, er nimmt sie ernst, sehr ernst. Aber er findet die Entscheidung rasch: sein Glaube gibt ihm alle und jede Richtschnur. Aber in seinem Freunde Sander schon ringt ein ungestillter Wahrheits- und Erkenntnisdurst, der sich bis zur Grübelelei versteigt, mit tiefer Innigkeit, ja Überschwenglichkeit des Gefühls, die

*) Katholische Studenten. Roman von August Friedwalt. Stuttgart, Verlag von Greiner und Pfeiffer.

sich bis zu poetischer Anschauung erhebt und im Kern seines Wesens zugleich einen echt religiösen Zug darstellt; in ihm liegen die Einsichten des Verstandes mit den Bedürfnissen des Herzens in bitterem Streit, vereinigen sich kritischer Verstand, ja Zweifelsucht mit hoffnungsfroher Gemütsfülle in wunderbarer Mischung. Ihn mit seinem komplizierten — übrigens mit der feinsten Psychologie geschilderten — Wesen quält das Problem ganz anders. Jener ist kein Grübler, ist kein Poet, er ist eine einfache Natur. Aber er kann fürs erste noch mit seiner schlichten Frömmigkeit den schwankenden Freund stützen und beraten: „Wir nehmen eben in jungen Jahren ein Bild der Glaubenslehre in uns auf, das in manchen Stücken unrichtig oder wenigstens kindlich unreif ist. Wenn wir uns dann innerlich weiter entwickeln, dann will uns das und jenes nicht mehr genügen. Wir meinen dabei leicht, wir zweifeln am Glauben oder fielen von ihm ab, während wir uns nur von unsrer eignen unvollkommenen Auffassung des Glaubens losmachen.“ Wer dünkte bei dieser feinen Unterscheidung von „Glauben“ und „Bild“ oder „Auffassung des Glaubens“ nicht an jene in religiöser und geschichtlicher Beziehung so wirkungsreiche Unterscheidung Luthers von „reinem Herzensglauben“ und „Schein des Glaubens, gleichwie ein Angeficht im Spiegel, kein wirklich Angeficht“!

In dieser weittragenden Idee, einer wesentlichen Frucht der Reformation, die Kants kritischer Idealismus auch zu philosophischer Reife bringen sollte, an der auch der Katholizismus, wie es scheint, immer mehr teilzunehmen sich entschließt — unser Autor hat sie sicherlich von Kant übernommen —, in dieser Idee sollte zunächst auch der noch unbestimmt wankende seinen Halt finden. Aber wachsen ihm nicht auch gerade aus ihr wieder neue Probleme hervor? Quellen sie ihm nun nicht auch organisch hervor aus seiner ersten Grundfrage: Was ist und soll sein der katholische Student? Und muß er nicht dessen Bestimmung und Aufgabe wiederum messen an jener Idee?

Froh, in seinem Zweifel — in dem er nicht weiß, wie er sich zu ihr stellen soll — der katholischen Verbindung entgangen zu sein, muß er mit unausweichlicher Notwendigkeit von neuem zu ihr Stellung nehmen, muß er sich fragen: Wie steht er zu ihr, wie steht sie selbst zum Ganzen der Universität, wie zur Kirche mit deren Glaubenssätzen, wie auch zu Nation und Vaterland, wie zur „Moderne“, zur Kulturgemeinschaft überhaupt? Auf die Fülle eindringlicher und feiner Beobachtungen, die wir hier in der anschaulichen Darstellung des katholischen Verbindungswesens mit all seinem studentischen Tun und Treiben vom ernstesten Studium bis zur „Fachsimelei“ auf der Aneipe, von der ernstesten kirchlichen Feier bis zum Kommerz und „Bummel“ mit erleben, auf manch anmutiges Stimmungsbild, das hier ein ernstes und reines aber erst aufkeimendes Liebesleben, dort eine nicht ganz unbedenkliche Liebeständelei — episodische Anklänge an den Romancharakter im landläufigen Sinne — gegen den allgemein studentischen Untergrund projiziert, können wir hier nicht eingehn, so wenig sie etwa unorganisch in das Ganze eingreifen, und so köstlich sie auch geschildert sind. Es kommt uns für sie hier nur darauf an, daß kein ernstes Problem übergangen, und daß jedes ernst und gründlich behandelt ist; nicht grau in grau gemalt, nicht in der Farblosigkeit der Theorie, nicht abstrakt schematisch, sondern von dem Standpunkte des lebendigen Lebens aus, der Wirklichkeit der Handlung, der Wechselbeziehung von Rede und Gegenrede konkreter Persönlichkeiten mit tiefer Wirkung auf das Gefühl. Da fehlt weder die Rücksicht auf die Überzeugung des andern, noch das Verhältnis von Glauben und Wissen, noch die „voraussetzungslose Forschung“, noch die „akademische Freiheit“ — und wie sie alle heißen die Fragen, die den Ernstern ernst beschäftigen. Sie alle sind, fern von jeder Oberflächlichkeit, allseitig erwogen, tief und gründlich behandelt und ästhetisch anschaulich dargestellt.

Daß sie mancher aus dem Studentenmilieu leicht nimmt, erleben wir freilich auch hier. Nicht wenige in der geschilderten katholischen Verbindung setzen sich kurz entschlossen über sie hinweg. Aber andre üben darum auch die schärfste Kritik an der Verbindung. Von Apologie ist nicht die Rede. Da wird nichts bemäntelt,

verschwiegen und vertuscht. Rücksichtslos werden die Schäden aufgedeckt. Edel denkend suchen einsichtige Köpfe die Verbindung von ihren Sonderinteressen — gipfeln diese nun in der Kneiperei und „Kommentreiterei,“ oder in Geckentum und leerer Phrase, oder in Unduldbarkeit und damit zusammenhängender religiöser Oberflächlichkeit — abzulenken und auf das Allgemeine, die ideale Bestimmung zu richten. Und die wird nicht in einem katholischen „Abschließungssystem“ nach außen, sondern in gemeinsamer Arbeit nach innen, in Arbeit an- und füreinander, im Streben nach geistiger Erweiterung von ihnen gesehen. Daß hinter dem Berge auch noch Menschen wohnen, die zwar andre Meinungen, andre Lebensformen haben wie sie, mit denen sie aber doch Ewigkeitswerte und ideale Ziele verbinden, daß ein allgemeines Zusammenarbeiten an der vaterländischen Kultur, sogar an der religiösen, möglich und notwendig ist, ohne daß man seine eigne Art aufgibt, ohne daß man die der andern verlegt, das einzusehen, das auch mit der Tat durchzuführen, könnte der katholischen Verbindung erst ihr Existenzrecht gewährleisten. Nur dann auch würden die Außenstehenden dieses anerkennen können und wirklich anerkennen, würden sie auch die Bedürfnisse, die für die Eltern wie die Studenten für den religiösen Zusammenschluß maßgebend sein mögen, gelten lassen. Und alle Teile würden mehr das Vereinende und Gemeinsame als das Trennende und Gegensätzliche betonen.

Und doch ist dieser Zusammenschluß kein religiöses Allheilmittel. Die Persönlichkeiten sind zu verschieden. Wer nicht zum katholischen Zusammenschluß auf der Unversität neigt, bleibe ihm fern. Wer in das Verbindungsleben hineingeraten ist, ohne sich in ihm wohl und innerlich frei zu fühlen, wessen Seele es beengt und an wertvoller Kraftentfaltung hindert, der ist es sich selber schuldig, auszutreten. Nach langem Ringen, aber schweren Herzens — so steigert sich die innere Handlung mit steter Notwendigkeit — sehen wir den, der uns durch die Kompliziertheit seines Wesens am interessantesten erscheint, dem der Autor auch mit besonderer Liebe nachgegangen ist, den Schritt vollziehen. Wie hat er gerungen, ehe er dahin kam! Und doch war nicht Nießsche, der auch ihm eine Zeit lang den Kopf verdreht hatte, daran schuld. Es scheint, als ob er sich zu Kant hingezogen gefühlt hätte. Wird er nun dessen hohen, ersten Begriff der Autonomie der Persönlichkeit besser außerhalb als innerhalb der Verbindung an sich auswirken können, sich zur freien, sittlichen Persönlichkeit heranzubilden vermögen? Die Frage bleibt offen, und mit Recht! Denn wir sind frei und können, wie Kant sagt, autonom handeln, wann und wo es auch sei, wenn wir nur wollen. Es ist psychologisch und künstlerisch sogar ungemein fein entwickelt, daß das Ganze gleichsam mit einer offenen Frage abschließt. Denn das ist eben eine Frage, die zugleich Antwort ist, weil man, um sie auch nur stellen zu können, schon den Weg zur innern Freiheit betreten haben muß, und weil sie bloß dadurch schon, daß sie überhaupt gestellt wird, das Ziel anzeigt, worin die ganze innere Handlung gipfelt, dem sie zustrebt: die sittliche Bestimmung der Persönlichkeit, wie sie uns aus dem Ideal jener Freiheit entgegenleuchtet, die das Christentum in die Welt gebracht hat, jener Freiheit, die Luther uns von neuem aus tiefem religiösem Gefühl heraus geschenkt, und die Kant mit philosophischer Schärfe als den tiefsten Grund und zugleich als den höchsten Sinn und Zweck unsers Lebens erwiesen hat.

Für den katholischen Studenten könnte das Buch, wenn er nur wollte, und auch er kann es, eine Tat bedeuten. Mit wunderbarer Deutlichkeit ist ihm ein Spiegel seines Seins vorgehalten. Aus dem unmittelbarsten Leben ist hier eine Erkenntnis seines Wesens geschöpft, die ihm zur Selbsterkenntnis verhelfen könnte. Plastisch anschaulich treten ihm wohlbekannte Persönlichkeiten gegenüber. Das sind Menschen, die wir hier sehen — die Sander, Justen, Berkmann, die Studenten; Mert, der Kaplan; Rohdius, der Privatdozent; der Justizrat von Stein, der ultramontane Abgeordnete; wie sie alle heißen —, es sind Menschen, die wirklich gelebt haben und noch wirklich leben. Sie können ihm zeigen, wie er selber ist, aber auch, wie er — sein sollte! Wie der Katholik, so wird aber auch der Protestant

einen nicht unwesentlichen Gewinn an Erkenntnis aus dem Buche schöpfen, und dieses selbst kann klärend und versöhnend nach beiden Seiten hin wirken.

Es ist eine bedeutungsvolle Kundgebung aus dem katholischen Leben heraus. Gerade indem sie sich nicht scheut, auf die Wunden an ihrem eignen Leibe zu weisen, deutet sie auch Mittel und Wege zur Heilung an. Mitten in dem Lärm, der sich heute um ihr Problem erhebt, wirkt die sachliche Ruhe und die friedvolle Behandlung besonders wohlthätig. Und sie zeigt auch, wie weise es ist, alle Gewaltmittel im Kampfe der Geister zu vermeiden. Die friedvolle Lösung wird auch hier die beste sein. Sie wird am ehesten dem Unerfreulichen steuern und dafür dem Erfreulichen zu einem Platz an der Sonne des Lebens gemeinsamer Arbeit und innerlicher Vertiefung verhelfen.

Solche Vertiefung und Verinnerlichung kann uns aber schließlich nur erwachsen, wenn wir mit heiligem Ernste Gott suchen, den Gott der Wahrheit, zu dem der Weg nicht durch starre selbstgenügsame Abgeschlossenheit gegen fremde Überzeugung, sondern durch Verlebendigung der eignen führt, und damit selbst durch Irrtum und Zweifel hindurch, und durch stete Selbstprüfung.

B.

Weihnachtsbücher für die Jugend. In prächtiger Ausstattung mit einer Fülle geschickt zusammengestellter Textbilder und künstlerisch wertvoller Farbenbilder sind soeben in R. Thienemanns Verlag (Stuttgart) das Deutsche Knabenbuch und das Deutsche Mädchenbuch erschienen. Das sind in der Tat empfehlenswerte Jahrbücher der Unterhaltung, Belehrung und Beschäftigung für unsre Knaben und unsre Mädchen. Das Knabenbuch bietet fesselnde Erzählungen aus der Geschichte und dem Volksleben, die den jungen Leser in die Zeiten Maximilians, in die Regierung des Großen Kurfürsten und in die Kämpfe der Tiroler unter Andreas Hofer führen. Das Gebiet der Forschungsreisen ist mit der interessanten Schilderung eines Ausflugs nach Marokko vertreten, von unsern Kolonien wird Samoa eingehend behandelt. Dazu kommen Skizzen aus dem Leben und Wirken unsrer Marine, physikalische und astronomische Velehrungen, Darstellungen neuer Erfindungen und eine Menge von Studien aus dem Pflanzenreich und dem Tierreich. Besonders interessant wird für manchen jungen Leser der von dem Oberforstrat Neumeister verfaßte Aufsatz sein: Forstmann will ich werden. Rechnet man zu dieser Fülle von Stoff noch alle die Kleinigkeiten aus Sport und Spiel, so muß man gestehn, daß das Buch für den Preis von 6 Mark 50 Pfennigen einzig in seiner Art dasteht. Ebenso gebiegen redigiert ist das Deutsche Mädchenbuch. Der weiblichen Natur entsprechend ist hier dem Novellistischen, den sinnigen und gemütvollen Schilderungen ein größerer Raum gewährt. Besonders anregend und lehrreich sind die Lebensbilder der französischen Tiermalerin Rosa Bonheur, der Aufsatz über Robert und Klara Schumann und die Abhandlung über unsre schönsten Tauben und Hühner mit zehn prächtigen Bildern in Aquarelldruck. Reisebilder, Hauswirtschaftliches, Kunstfertigkeiten, Handarbeiten, Rätsel usw. werden wesentlich dazu beitragen, das Deutsche Mädchenbuch den jungen Leserinnen noch interessanter und wertvoller zu machen.

Zum fünftenmal hat der Verlag von W. Spemann (Berlin und Stuttgart) sein Jahrbuch Das große Weltpanorama erscheinen lassen, und man muß in der Tat erstaunen, mit welcher Geschicklichkeit und Umsicht die Herausgeber immer wieder neue Gebiete des Reizvollen, Anregenden und Lehrreichen aufzufinden und auszubeuten wissen. Durch alle Weltteile, über Meer, Gebirge und Ebene führen uns die Reiseschilderungen, die Berichte aus der Länder- und Völkerkunde, die Erzählungen merkwürdiger Erlebnisse und Abenteuer: Quer durch Kanada, Ein chinesisches Festmahl, Wandersfahrten in Mexiko, Japanische Tempel, Der Panamakanal usw. Alles ist in spannender Darstellung mit einer Fülle vortrefflicher photographischer Aufnahmen vorgeführt. Besonders berücksichtigt sind wertvolle Erfindungen in der Technik und fesselnde Einzelheiten aus dem Gebiete der Jagd, des Sports und der Spiele. Zu den alten Freunden des Weltpanoramas wird

Grenzboten IV 1905

73

dieses fünfte Jahrbuch sicher viele neue Leser gewinnen. — Amnuttige und unterhaltende Darstellungen aus dem Naturleben gibt uns Karl Kraepelin in seinen bei W. G. Teubner (Leipzig und Berlin) schon in dritter Auflage erschienenen Naturstudien im Hause mit Zeichnungen von D. Schwindraheim. Die Form ist die eines Zwiegesprächs zwischen Vater und Sohn, und der frische und anregende Dialog führt uns bald durch die Gletschervelt der Hochgebirge zu den Mineralien und dem Kreislauf des Wassers, bald zu den Eigentümlichkeiten der Spinnen, bald zur Biologie der Stubenfliege und anderer Hausinsekten, bald in die Geheimnisse der Pflanzenwelt usw. Überall wird das Verständnis der Naturerscheinungen durch anschauliche Bilder erleichtert. — Besonders für die Jugend berechnet ist auch die von R. Horn besorgte kleine Ausgabe der Kriegserinnerungen eines Feldzugsfreiwilligen aus den Jahren 1870 und 1871 von Karl Zeit mit 110 Illustrationen von Richard Starke in Weimar und einer Übersichtskarte des Kriegsschauplatzes (Altenburg, Stephan Geibel). Der Herausgeber hat die rein kriegsgeschichtlichen Ausführungen weggelassen und dadurch die Erinnerungen des Kriegsfreiwilligen für junge Leser anziehender gemacht. In zweiundzwanzig Kapiteln führt uns Zeit durch die großen Ereignisse des Feldzugs. Ein buntes, oft dramatisch bewegtes Bild entrollt sich vor unsern Augen: Märsche und Bivak, Episoden aus Gefechten und Schlachten, das Leben in Quartieren und die Kriegsnot für Freund und Feind. Würth, Sedan, Orleans, Le Mans und Paris sind die Hauptetappen des vorrückenden Regiments. Das große, schon in der fünften Auflage erschienene Werk des als Kommerzienrat in Meiningen lebenden Verfassers hat schon längst seinen verdienten Erfolg auf dem literarischen Markte erworben, und es ist kein Zweifel, daß auch diese kleine Ausgabe Beifall finden und die Erinnerungen an die große Zeit in den Herzen unsrer Jugend wach erhalten wird. — In demselben Verlage sind vier neue Bändchen der Deutschen Seebücherei erschienen: Stralsund zur Zeit der Seeräuber. — Ein deutscher Seemann aus der Zeit Friedrichs des Großen. — Sr. Majestät Kanonenboot Itis. — Von Bremen hinaus in die Welt. — Diese von Otto Richter verfaßten Erzählungen aus dem Leben des deutschen Volkes zur See sind mit Sachkenntnis und in echt nationalem Geiste geschrieben. Sie können wesentlich dazu beitragen, das Verständnis für die weltpolitischen Aufgaben unsers Volks in weiten Kreisen zu erwecken, die große Bedeutung unsrer Schifffahrt und unsrer Marine klar zu machen und das Interesse dafür in unsrer Jugend frisch und lebendig zu erhalten.

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig



Forman gegen Schnupfen

DOSE 30 Pfg.

Ärztlicherseits vielfach als ideales Schnupfenmittel bezeichnet. — Wirkung frappant.